

SCHNELLER

MAGAZIN ÜBER CHRISTLICHES LEBEN IM NAHEN OSTEN



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

1/2022



Zwischen Orient und Okzident

Menschen mit „Bindestrich-Identität“ erzählen

■ SCHWERPUNKT: ZWISCHEN ORIENT UND OKZIDENT

- 2 **Selbst zur Brücke werden**
Besinnung
- 4 **„Für dich trinke ich gerne einen Schluck Bier“**
Ein Gespräch über Humor, die Liebe zu Deutschland und die Sonne Ägyptens
- 8 **Aus der Perspektive des anderen denken**
Eine westlich-orientalische Gläubige zwischen Jerusalem und Bethanien
- 10 **Nicht blau, nicht rot, sondern einfach lila**
Gedanken einer niederländischen Libanesin zur Frage nach ihrer Identität
- 12 **„Sind Sie ein Libam oder ein Amlib?“**
Ein ehemaliger Schneller-Schüler lebt seit 58 Jahren in den USA
- 14 **Und immer ist da diese Sehnsucht**
Von Menschen, die zwischen den Welten pendeln (müssen)
- 17 **Wurzeln in fremder Erde**
Wenn man sich nicht mehr für eine Heimat entscheiden kann
- 20 **Der Bindestrich – welchen Sinn hat er?**
Über vielschichtige Identitäten in einer deutsch-iranischen Familie
- 21 **Ein Denkmal für die Schneller-Arbeit**
Buchbesprechung

■ NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

- 22 **Nachrichten aus den Schneller-Schulen**
- 25 **„Gute Nacht, Miss Katrin, schlaf gut!“**
Ehemalige erinnern sich

■ CHRISTEN UND DER NAHE OSTEN

- 26 **„Doppelzünftig, hierarchisch, lebensfern“**
Nahöstliche TheologInnen üben scharfe Kritik an den eigenen Kirchen

■ SERVICE

- 28 **Buchbesprechungen**
- 32 **Briefe an die Redaktion**
- 33 **Impressum**

Titelbild: Schülerinnen an der JLSS im November 2021 (EVS/Sommer)

Rücktitel: Das Kloster Anba Bishoy im Wadi Natrun in Ägypten gehört zu den ältesten Klöstern der Christenheit. (Katja Buck)

Liebe Leserin, lieber Leser,

Menschen, die in mehreren Kulturen beheimatet sind, setzen sich mit der Frage nach der eigenen Identität in besonderer Weise auseinander. Sie haben direkten Zugang zu verschiedenen Welten, lernen auf ganz natürliche Weise unterschiedliche Normen und Regeln kennen, an denen sie sich ausrichten, je nachdem, wo sie sich gerade befinden. Mal ist der Bindestrich zwischen ihren Identitäten verbindend, mal bedeutet er auch eine Herausforderung – dann nämlich, wenn man sich nicht voll zur einen oder zur anderen Seite zugehörig fühlt. Auf alle Fälle haben sie aber viel zu erzählen, vor allem vom Reichtum, den es darstellt, sich in mehreren Kulturen zuhause fühlen zu dürfen.



Wir haben Autorinnen und Autoren, die sowohl im Nahen Osten als auch im globalen Westen beheimatet sind, nach ihrem Umgang mit ihrer „Bindestrich-Identität“ gefragt. Palästina, Jordanien, Ägypten, Libanon, Syrien, Iran, Deutschland, Niederlande und die USA werden in unterschiedlichen Mischungen als eine von mehreren Heimaten genannt.

Die meisten Leserinnen und Leser des Heftes werden wohl nur eine Kultur als ihre Heimat nennen. Das muss aber nicht heißen, dass wir keinen Zugang zu anderen Kulturen bekommen können. Was wir von den Autorinnen und Autoren dieses Heftes lernen können, ist, wie bereichernd es ist, auch einmal mit der Außenperspektive auf das Eigene zu schauen und es in Relation zu anderen Kulturen zu setzen. Der liebevolle Blick, mit dem Menschen mit Bindestrich-Identität auf beide Kulturen schauen können, darf uns gerne als Vorbild dienen. Denn auf Dauer muss das Fremde nicht fremd bleiben. Es kann sehr wohl Teil der eigenen Identität werden. Gerade in einer globalisierten Welt ist dies eine tröstliche Erfahrung.

Aus den Schneller-Schulen gibt es dieses Mal wieder viel Ermutigendes zu berichten. Und spannend wird es, wenn renommierte Nahost-Theologinnen und -Theologen sich schonungslos mit ihren eigenen Kirchen auseinandersetzen, wie es die Autorinnen und Autoren des Dokuments „We Choose Abundant Life“ (S. 26 ff) getan haben.

Eine gute Lektüre wünsche ich Ihnen im Namen des Redaktionsteams.
Ihre

Katja Dorothea Buck

Selbst zur Brücke werden

Seit 1973, meinem Geburtsjahr, verbindet die erste Bosphorus-Brücke in Istanbul Europa und Asien. Andert-halb Kilometer lang schwebt sie in 64 Meter Höhe über dem Bosphorus. Für mich ist sie ein schönes Bild für meine eurasi-sche Herkunft und ein besonderer Ort. Ich stamme aus einer deutsch-palästinensisch/jordanischen Familie. Das ist nicht nur eine „Bindestrich-“, sondern sogar eine „Bindestrich-Schrägstrich-Identität“. Mein Vater kam 1965 mit 17 Jahren nach dem Abitur an der Evangelischen Schule in Beit Jala zum Studium nach Deutschland. Er lernte meine Mutter kennen, wurde Lehrer und blieb.

Mindestens alle zwei Jahre verbrachten wir die Ferien bei meiner Familie väterlicherseits in Jordanien. Meistens legten wir eine Strecke mit dem Auto zurück. Im Sommer 1974 war es zum ersten Mal nicht mehr nötig, mit der Fähre über den Bosphorus zu setzen. Nun führte eine beeindruckende sechsspurige Autobahn mit zwei Fußgängerwegen von Europa nach Asien! Natürlich war es strengstens verboten, auf der Brücke anzuhalten. Meine Eltern waren jedoch so fasziniert von diesem Bauwerk, dass sie das Auto kurzerhand auf dem Seitenstreifen abstellten und die grandiose Aussicht genossen. Intuitiv muss ich als Einjährige etwas von der Bedeutung dieses Ortes gespürt haben. Ausgerechnet hier, im luftigen Raum zwischen Europa und Asien, machte ich meine ersten Schritte.

Menschen, die in unterschiedlichen Kulturen zu Hause sind, gibt es überall. Gott sei Dank sind wir mittlerweile auch in Deutschland so weit, ihre interkulturelle Erfahrung als Wert zu erkennen. Einen

Die 1973 eröffnete Bosphorus-Brücke in der Abenddämmerung. Die Hochhäuser stehen auf der europäischen Seite Istanbuls.



igrationshintergrund zu haben, ist nichts Schlechtes – im Gegenteil. Deutschland ist bunter geworden. Und das ist gut so.

Schon die Apostelgeschichte berichtet von einer Frau mit „Bindestrich-Identität“, der Purpurhändlerin Lydia (Kapitel 16). Sie trägt den Namen ihrer Heimatprovinz Lydien in Kleinasien. „Die da, aus Lydien...“ – Sklaven wurden so benannt. Vielleicht schwang aber auch Bewunderung in dieser Bezeichnung: „Eine Lydie- rin! Sie kommt daher, wo die berühmten Stoffe gefertigt werden!“

Wäre es nach Paulus gegangen, hätten er und seine Begleiter Lydia nie kennengelernt. Europa lag fern, das Meer dazwischen, also lieber im vertrauten Asien bleiben. Aber Gottes Geist lenkt ihre Schritte, und so wagen sie sich auf den neuen Kontinent. Per Schiff reisen sie über die Mittelmeerinsel Samothrake weiter nach Neapolis (wie praktisch wäre damals schon eine Brücke gewesen...) und landen in Philippi. Nach bewährtem Muster sucht Paulus die jüdische Gemeinde auf und trifft dort auf Lydia, die sich dem einen Gott Israels verbunden fühlt. Sie lässt sich vom Evangelium Jesu berühren und sich und ihre ganze Familie taufen. So wird eine lydisch-makedonische Frau zur Wegbe-



Emrah Ayvali/Pexels

reiterin des Christentums in Europa. Hat Gott gerade sie für diese Rolle auserkoren, weil sie als Frau zwischen den Kulturen besonders gut Brücken schlagen konnte? Ihre Gastfreundschaft und die Unbefangenheit, mit der sie den drei fremden Männern aus dem Nahen Osten begegnet, sind für Paulus und sein Anliegen von unschätzbarem Wert.

Ich will nichts beschönigen oder vereinfachen: Menschen mit Bindestrich-Identitäten sind nicht besser oder schlechter als andere. Multikulturelle Familien sind vor ganz eigene Herausforderungen gestellt, es gibt Missverständnisse und Konflikte, Sprachbarrieren, weltanschauliche Differenzen, unterschiedliche Rollenbilder und so weiter. Vieles muss ausgehandelt werden, manche Tradition neu geformt werden. Als Deutsch-Palästinenserin sitze ich eigentlich immer zwischen den Stühlen, wenn es um eine Positionierung im Nahostkonflikt geht. Als evangelische Pastorin ist es nicht einfach, sich im überwiegend griechisch-orthodoxen Umfeld meiner jordanischen Familie zu behaupten. Aber wo kann man solche Verhandlungs- und Aushandlungsprozesse, die auch in unseren zunehmend pluralen Gesellschaften notwendig sind, besser einüben als in der eigenen Familie?

Meine tiefste interkulturelle Erfahrung: Mit meiner orthodoxen Oma abends vor dem Einschlafen gemeinsam das Vaterunser zu beten, synchron auf Arabisch und Deutsch, und am Ende gleichzeitig das Amin/Amen zu sprechen. Und dankbar bin ich für das Jahr, das ich nach der 10. Klasse bei meiner Tante in Amman verbringen durfte. Endlich hatte ich Gelegenheit, meine Familie und den Alltag in einem arabischen Land näher kennenzulernen. Endlich konnte ich, die ich leider nicht zweisprachig aufgewachsen bin, Arabisch lernen! Sprache ist so ein wertvoller Schlüssel zum Verstehen einer Kultur! Heute wissen wir das und erkennen den großen Schatz, der Kindern durch eine mehrsprachige Erziehung in die Wiege gelegt wird.

Man muss erst laufen lernen zwischen den Kulturen. Aber wenn man die ersten Schritte gegangen ist, kann man irgendwann selber zur Brücke werden. Was für eine große und schöne Aufgabe für uns „Bindestrich-Identitäten“!

Nadia El Karsheh ist Pfarrerin in einem Stadtteil von Hannover und innerhalb ihrer Landeskirche zuständig für die Förderung der Teilhabe von Christinnen und Christen mit Migrationshintergrund.

„Für dich trinke ich gerne einen Schluck Bier“

Ein Gespräch über Humor, die Liebe zu Deutschland und die Sonne Ägyptens

Bischof Anba Damian ist offizieller Vertreter der Koptischen Kirche in Deutschland. Dass er im schwarzen Habit auffällt, nutzt er als Möglichkeit, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. Sogar mit der schwäbischen Kehrwoche kennt der 66-Jährige sich aus, der sich Deutschland so verbunden fühlt, dass er hier einmal begraben werden möchte.

Sie selbst vereinen unterschiedliche Identitäten in sich: Koptisch, ägyptisch, deutsch und vielleicht auch noch andere. Welche hat die Oberhand?

Keine. Ich bin ein Kind Gottes!

Okay, dann formuliere ich meine Frage anders. Sie leben seit 40 Jahren in Deutschland. Würden Sie sich als ein koptischer Deutscher oder als deutscher Kopte bezeichnen?

Meine religiöse und konfessionelle Identität ist eindeutig: Ich bin Mitglied und Diener der Koptischen Kirche und bin sehr dankbar dafür. Ich fühle mich sehr bereichert durch das Leben in der Kirche. Dass ich in Deutschland leben kann und darf, sehe ich wiederum als Privileg. Ich liebe dieses Land, ich liebe die Deutschen und ich möchte hier begraben werden. Meine Grabstätte habe ich bereits im Kloster Brenkhausen ausgesucht.

Was lieben Sie an Deutschland?

Ich habe Hochachtung vor diesem Volk, seiner systematischen Denkweise, der Ehrlichkeit, seiner Klarheit, die eigenen Grenzen zu erkennen, seiner Wissenschaft, seinem kultivierten Verhalten. Ich fühle mich nirgends auf der Welt so wohl wie hier.

Das ist ein deutliches Bekenntnis. Wir Deutschen neigen ja eher dazu, unser Land zu kritisieren.

Mein Bekenntnis kommt von Herzen. Ich schätze an den Deutschen, dass sie keine falsche Übertreibung kennen. Sie haben in meinen Augen eine emotionale Reife, sind fair, helfen und ermutigen, damit Talente zur Geltung kommen können.

Das war nicht immer so...

Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten enorm entwickelt. Als ich vor 40 Jahren als junger Arzt hierhergekommen bin, war ich ein Exot. Heute ist Deutschland viel internationaler geworden. Euer Schicksal als hochgebildetes Volk ist, dass ihr immer nach Perfektion strebt. Deswegen seht ihr die eigenen Schattenseiten deutlicher. Was den Deutschen vielleicht fehlt, ist ein bisschen Humor.



Dafür gibt es davon mehr als genug in Ägypten. Da können die Menschen über alles und jeden lachen.

Aber man muss das richtig verstehen. Papst Schenuda hat seinerzeit bei seinen wöchentlichen Ansprachen, zu denen Tausende von Menschen kamen, viele Witze erzählt. Da wurde in der Kathedrale oft schallend gelacht. Er hat aber auch gesagt: „Auch mein Lachen ist Ausdruck meines Weinens.“ Mit Humor lässt sich viel Elend aushalten und Konflikte lassen sich lösen. Humor ist der Stil eines Volkes, dessen Bildungsgrad nicht sehr hoch ist. In meiner Heimat sind 40 Prozent der Erwachsenen Analphabeten. Mit Humor kann man ihnen vieles verständlich machen. In Witzen steckt oft viel Weisheit.

Als koptischer Bischof fallen Sie in Deutschland immer auf. Ihre Kleidung wirkt für die meisten befremdlich. Welche Reaktionen haben Sie schon erlebt?

Alles Mögliche, ich könnte Bücher damit füllen. Gerade in der Adventszeit denken manche Kinder, ich sei der Nikolaus. Deswegen habe ich auf Reisen immer kleine Kreuze oder Scho-

kolade bei mir, die ich dann weitergeben kann. Manche sind aber auch überfordert, wenn sie mich sehen. Kurz nach dem 11. September 2001 war ich im Zug von Stuttgart nach Tübingen. Eine Gruppe Jugendlicher saß im gleichen Waggon und ich hörte, wie sie anfangen zu lästern. Osama Bin Laden sei im Zug, mit so einem langen Bart, in dem Köfferchen sei sicher eine Bombe usw. Plötzlich drehte sich einer mit einer Bierdose zu mir um und sagte provozierend, dass ich das ja wohl nicht trinken würde. Ich sagte freundlich, dass ich ehrlicherweise Bier nicht so gerne mag. Für ihn würde ich aber einen Schluck nehmen. Das hat ihre Herzen geöffnet und wir hatten ein wunderbares Gespräch bis Tübingen. Beim Aussteigen wollten sie unbedingt ein Foto mit mir machen. Sie haben mich liebevoll verabschiedet und sich für ihre erste Reaktion entschuldigt.

Wer als Deutscher nach Ägypten kommt, staunt, welch wichtige Rolle die Religion – egal ob muslimisch oder christlich – im All-

Zur Person

Bischof Anba Damian wurde 1955 in Kairo geboren. Mit zwölf Jahren verlor er seinen Vater. Damian studierte Medizin in Kairo und ging 1981 nach Deutschland, wo er erst in einem amerikanischen Militärkrankenhaus in Stuttgart arbeitete und später seine Facharzt Ausbildung zum Radiologen in Ludwigsburg machte. Ab 1988 war er Oberarzt in Mühlacker (Enzkreis).

1991 ging er zurück nach Ägypten, trat ins Kloster Anba Bishoy im Wadi Natrun ein, empfing 1992 die Mönchs- und 1993 die Priesterweihe. Im selben Jahr wurde er nach Deutschland gesandt. 1995 wurde er zum Generalbischof der Koptisch-Orthodoxen Kirche in Deutschland geweiht. Sein Bischofssitz ist das Kloster Brenkhausen bei Höxter.

EMS/ Gräbe



Katja Buck



Das Kloster Anba Bishoy, hundert Kilometer westlich von Kairo, ist Bischof Damians Heimatkloster in Ägypten.

tag der Menschen spielt. Kann man im säkularen Deutschland wirklich Kopte sein?

Ich habe eine komplette Gemeinde aus gebürtigen Deutschen. Mit ihnen könnte ich eine ganze Kirche füllen.

Wer sind diese Leute?

Menschen, die eine tiefe Beziehung zur koptischen Kirche aufgebaut haben. Manche waren vorher keine Christen, hatten keine Religion. Andere sind in einer anderen Kirche aufgewachsen. Mir geht es aber nicht darum, andere Christen abzuwerben.

Warum nicht?

Weil man sonst die Ökumene kaputt macht. Die Einheit der Kirchen braucht als Basis das Vertrauen untereinander. Wenn also jemand ein Problem mit seinem Pfarrer hat und gerne zu uns kommen möchte, versuche ich, zu schlichten. Wer sich uns anschließen will, muss deswegen nicht seine Kirche verlassen.

Dann bieten Sie gewissermaßen die doppelte Kirchenzugehörigkeit an.

So könnte man das nennen. Wenn jemand 40 Jahre in seiner Kirche war, kann ich doch nicht verlangen, dass er diese Identität einfach ablegt, um mit uns die Kommunion feiern zu können. Man kann niemanden auf Knopfdruck zu einem orthodoxen Christen machen.

Doch die meisten Menschen in Ihren Gottesdiensten haben eine sogenannte Bindestrich-Identität, sind Deutsch-Ägypter oder Deutsch-Kopte. Welche seelsorgerlichen Fragen ergeben sich daraus?

Egal, in welchem Kontext die Menschen leben, wir sind immer für sie da und suchen die Nähe zu jedem einzelnen. Wir begleiten sie in allen Lebensphasen, besuchen sie zuhause, bei der Arbeit, wenn sie im Krankenhaus oder im Gefängnis sind. Wenn jemand Sorgen hat, kann ich ihn oder sie nur beraten, wenn ich das ganze Umfeld kenne. Das muss ich als Seelsor-



In Höxter-Brenkhausen bei Holzminden liegt das Kloster der Heiligen Jungfrau Maria und des Heiligen Mauritius, der Sitz des Bischofs.

ger mit einbeziehen, sonst taugt mein Rat-schlag nichts.

Wenn Menschen aber ihre Heimat verlassen und sich in einem fremden Land und in einer fremden Kultur ein neues Leben aufbauen, bringt das spezifische Probleme mit sich, unter denen die Menschen leiden.

Natürlich. Da gibt es Probleme mit der Aufenthaltsgenehmigung, mit der Akzeptanz, mit der Sprache oder der Bereitschaft zu lernen, mit der Gesundheit, der Bildung, der Beziehung zu Familienangehörigen in Ägypten, oder mit der Sauberkeit.

Mit der Sauberkeit?

Ja, klar. Ich gebe Ihnen ein Beispiel. In meinen ersten Jahren als Arzt in Deutschland teilte ich mir mit meiner Schwester in Stuttgart-Ost eine kleine Wohnung. Unsere Mutter aus Ägypten besuchte uns. Und als ich an einem Samstag anfang, in dem Haus die große Kehrwoche zu machen, brach sie in Tränen aus. Sie konn-

te nicht verstehen, dass ihr einziger Sohn, der es bis zum Arzt geschafft hatte, jetzt in Deutschland für andere das Treppenhaus wischte. Das hat sie als Entwürdigung empfunden. Dabei ist in Schwaben die Kehrwoche ganz normal.

Sie leben seit Jahrzehnten in Deutschland.

Was fehlt Ihnen?

Mir fehlt die Sonne. Je älter ich werde, desto mehr merke ich, welche Auswirkungen das auf meine Gesundheit hat.

Und wenn Sie in Ägypten sind, was fehlt Ihnen dann?

Sehr viel. Zuallererst meine Freunde. Aber auch die Würde, die Freiheit, die Ordnung, die Disziplin, das saubere Leitungswasser, die frische Luft, die grüne Natur, die Ruhe, die Spaziergänge im Wald. Und ich vermisse mein Fahrrad. In Ägypten könnte ich nie mit dem Rad fahren, ohne ausgelacht zu werden.

Das Gespräch führte Katja Dorothea Buck.

Aus der Perspektive des anderen denken

Eine westlich-orientalische Gläubige zwischen Jerusalem und Bethanien

Wer wie Diet Koster aus den Niederlanden stammt, seit einem halben Jahrhundert im Heiligen Land lebt, mit mennonitischen Wurzeln Teil der deutschen evangelischen Gemeinde in Jerusalem geworden ist und außerdem in einem großen muslimischen Familienclan integriert ist, muss seine ganz eigene Antwort auf die große Frage „wer bin ich?“ finden.

Im Arabischen heißt Identität „hau-wiyeh“. Wer danach allerdings fragt, meint in der Regel „Identitätsnachweis“, wo Namen, Adresse und Geburtsland vermerkt sind – und das Allerwichtigste: deine „Nummer“. Mit der bist du bei allen Behörden erfasst, vom Aufenthalt über die Sicherheit bis zur Krankenkasse. Doch wer ich wirklich bin, ist viel mehr als die Angaben auf dieser Karte. Und ganz sicher bin ich keine Nummer!

Ja, ich habe sicher mehrere „Ichs“, mehrere Identitäten! Ich bin Niederländerin von Geburt, habe mehr als 35 Jahre als Freiwillige für eine Schweizer NGO in einem palästinensischen Bubenheim als Erzieherin gearbeitet. Seit 51 Jahren lebe ich in Bethanien und Jerusalem. Ich bin „Teta“, also Großmutter, für mehr als 80 Enkel*innen in einem großen muslimischen Familienclan. Und von Anfang meiner Zeit in Jerusalem an bin ich Teil der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde gewesen, sodass meine Freund*innen meistens deutsch waren und sind!

Es macht einen Unterschied, ob man einige Zeit, vielleicht auch einige Jahre in einem fremden Land lebt oder arbeitet – das



Die Autorin mit „Maqlube“, einem arabischen Reisgericht, das nicht einfach zu kochen ist, ihr aber stets gelingt ...

ist sicher spannend, interessant und lehrreich –, oder ob man sich mit längerfristigen Absichten auf ein Land, seine Sprache und Kultur einlässt. Das färbt nicht nur ab, das ändert einen von innen her, jedenfalls, wenn das Leben Freude und Sinn machen soll. Da schlägst du dann Wurzeln neben den Wurzeln deiner Erziehung, ohne allerdings ganz fest dazugehören. Das Gefühl, dazwischen zu sitzen, zu sein und zu fühlen, nie ganz dazu zu gehören, ist irgendwie immer da. Und dann wiederum meinst du manchmal genau zu wissen und zu spüren: Hier gehöre ich hin; das ist doch schon ein Teil von mir geworden; das bin ich. Die Sprache hat mir sehr geholfen, obwohl sowohl Deutsch als auch Arabisch Fremdsprachen für mich waren: Jetzt denke ich in Deutsch und spreche meistens Arabisch.

Die westliche und die orientalische Kultur sind schon sehr unterschiedlich.



privat(2)

...und auf der anderen Seite der „Grünen Linie“ mit einer ihrer 80 Enkelinnen des muslimischen Familiencians.

Manchmal ist es nicht einfach, sich zu vergegenwärtigen, welche Worte und Umgangsformen ich bei „den Deutschen“ oder bei „den Palästinensern“ verwenden soll. Da mache ich noch immer „Fehler“, zum Beispiel im Umgang mit dem Zeitgefühl, der Pünktlichkeit, der Offenheit und Verlässlichkeit, mit Traditionen oder Hierarchien. Konkrete Beispiele dafür zu geben, würde den Rahmen hier sprengen. Um das zu verstehen, müssten zu viele Details erklärt werden. Man muss nämlich lernen, aus der Perspektive des Anderen heraus zu denken.

Wenn ich über den Checkpoint gehe, um von Bethanien nach Jerusalem zu kommen oder umgekehrt (dazwischen liegt die Mauer), habe ich oft das Gefühl, dass ich – mehr unbewusst als bewusst – in eine andere Identität schlüpfe. Besonders deutlich ist mir das in der Covid-19-Zeit geworden, wo die Israelis, Deutschen und Palästi-

nenser so unterschiedlich mit der Pandemie umgegangen sind. Manchmal habe ich mich nicht „richtig“ verhalten, weil so viele unterschiedliche Erwartungen da waren und ich manchmal nicht schnell genug wusste, welcher Bindestrich jetzt gilt, welche Identität ich jetzt nehmen muss.

Bei der Bitte für diesen Artikel wurde ich gefragt: Bist du eine deutsch-palästinensische-mennonitische Niederländerin oder eine niederländisch-palästinensisch-deutsche Mennonitin? Der Gedanke war für mich neu. Ja, ich bin Mennonitin, bewusst als Erwachsene getauft. Jetzt aber hier in Jerusalem bin ich Teil der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde, und somit Teil der kleinen ökumenischen Christenheit in Jerusalem (ein Prozent!). In den vielen Jahren hat mich das mit viel Geistlichem, Spirituellem und Neuem bereichert. Doch einige „typische“ Merkmale einer holländischen Mennonitin (der Wert der Gemeinschaft, des Tuns, der anti-hierarchischen Sicht und Verschiedenheit) scheinen doch noch durchzukommen. Ich würde mich allerdings eher als „Christin“ bezeichnen, denn als Mennonitin.

Meine „Kinder“ und ihre Familien, meine Nachbarn und die Menschen, mit denen ich lebe, sind Muslime. Auch dadurch habe ich viel Neues, Unbekanntes, Anderes schätzen gelernt. Und manches habe ich davon auch in meinen eigenen Glauben integriert. So würde ich meine Bindestriche eher so formulieren: Ich fühle mich als eine „orientalisch-westliche Gläubige“. Am liebsten würde ich aber mit Bonhoeffer antworten auf die Frage wie oder wer ich bin, wer oder wie ich (geworden) bin: Du kennst mich, *dein* bin ich, o Gott!

Diet Koster

Nicht blau, nicht rot, sondern einfach lila

Gedanken einer niederländischen Libanesin zur Frage nach ihrer Identität

„Ich habe eine Bindestrich-Nationalität, aber keine Bindestrich-Identität“, sagt Christina van Saane aus Beirut. Ihre Mutter stammt aus dem Libanon, ihr Vater aus den Niederlanden. In beiden Ländern hat die junge Frau längere Zeit gelebt. Und wenn doch auch immer etwas fehlt, beide Länder sind ihr zur Heimat geworden.

Wenn ich mich vorstellen soll, sage ich normalerweise: „Ich heiße Christina und bin eine niederländische Libanesin.“ Wenn diese Antwort Verwirrung auslöst, füge ich hinzu, dass meine Mutter Libanesin und mein Vater Niederländer ist, und dass wir in beiden Ländern gelebt haben. „Aber fühlst du dich mehr als Niederländerin oder mehr als Libanesin?“ oder „Welchen Pass hast du?“ sind meist die Fragen, die dann folgen. Für Menschen, die in einem monokulturellen Umfeld aufgewachsen sind, ist kulturelle Identität (und Identität im Allgemeinen) ein sehr einfaches Konzept. Sie sind an dem Ort aufgewachsen, wo sie geboren sind, wo ihre Familie lebt; sie üben ihren Beruf und ihre Hobbys innerhalb der Grenzen ihres Landes aus und mit Menschen, die wie sie sind.

Ich habe in zwei Ländern gelebt und konnte hautnah erleben, wie unterschiedlich die niederländische und die libanesische Kultur sind. Jedes Mal, wenn ich in eine der beiden Kulturen eintauche, muss ich neu lernen, welche meiner Charakterzüge zu welcher Kultur gehören. Wenn wir in den Niederlanden sind, kann ich zum Beispiel nicht jemandem sagen, dass ich in fünf Minuten da bin, und dann erst 30

Minuten später an seine Tür klopfen. Genauso muss ich im Libanon daran denken, nicht zu direkt und unverblümt meine Meinung zu sagen.

Doch egal, wie sehr ich mir die jeweils passenden Eigenschaften und Gewohnheiten bewusst mache, immer fehlt mir etwas. Sei es, dass ich Arabisch oder Holländisch nicht so gut spreche, wie ich Englisch spreche, oder dass ich merke, dass ich nicht so aufgewachsen bin wie meine Freunde. Ich werde zum Beispiel nie wissen, wie es ist, mit 15 Jahren einen Job in einem niederländischen Supermarkt zu bekommen und dann die Arbeit mit der Schule in Einklang bringen zu müssen. Ich werde auch nie erfahren, wie es ist, als Kind den Sommer in den libanesischen Bergen in einem Haus zu verbringen, das seit Generationen in Familienbesitz ist, und dort mit meinen 500 Cousins herumzutollen. Ich habe mich damit abgefunden, dass ich das alles verpasst habe. Trotzdem entfremdet es mich immer von den Gemeinschaften, zu denen ich gehöre, und es bleibt ein Hindernis, wenn ich mit anderen in Kontakt treten möchte.

Ich sage gern, dass ich eigentlich im Flugzeug aufgewachsen bin. Fast in jedem Urlaub saß ich in einem Flugzeug, entweder von den Niederlanden in den Libanon oder andersherum. Und ob ich nun auf dem Flughafen Schiphol oder auf dem internationalen Flughafen Rafik Hariri lande, es fühlt sich an, als würde ich nach einem langen und anstrengenden Tag nach Hause kommen. Doch in beiden Fällen vermisse ich dann Menschen. Im Libanon kann ich nach der Schule nicht



Die Autorin in den libanesischen Bergen

einfach mit dem Fahrrad zu meinem Opa und meiner Oma auf eine Tasse Kaffee fahren. Und in Holland kann ich nicht den ganzen Tag ein aufwändiges Sonntagsessen mit der ganzen Familie meiner Oma vorbereiten. Mir fehlt immer ein Teil von mir selbst. Im Flugzeug vermisse ich meine beiden Heimaten gleichzeitig. Manchmal kollidieren die Welten auch mitein-

privat

ander. Zum Beispiel, wenn die Familie zu Besuch kommt oder wenn ich im Libanon einen Niederländer treffe. Diese Momente sind zwar selten, aber sie helfen mir, die Verbindung zu meiner Heimat zu schätzen und zu genießen.

„Identität kann nicht aufgeteilt werden; sie kann nicht in Hälften oder Drittel geteilt werden und hat auch keine klar definierten Grenzen. Ich habe nicht mehrere Identitäten, ich habe nur eine, die sich aus allen Elementen zusammensetzt, die ihre einzigartigen Proportionen geformt haben.“ Dieses Zitat von Amin Maalouf hat mir sehr geholfen, als ich mich fragte, wie meine Herkunft meine Identität beeinflusst hat. Ich habe die Frage „Welcher Seite fühlst du dich mehr verbunden?“ immer gehasst. Es ändert ja nichts an der Tatsache, dass meine Identität eine Mischung ist und immer sein wird. Sie ist nicht zu 30 Prozent blau und zu 70 Prozent rot, sie ist lila, ganz einfach. Meine Identität ist die, die ich bin. Dass meine Eltern aus verschiedenen Ländern stammen, macht meine Identität vielleicht ein bisschen vielfältiger als die anderer Menschen. Doch ich habe keine Bindestrich-Identität, ich habe nur eine Nationalität mit Bindestrich.

Gleichzeitig bin ich unendlich dankbar dafür, mit einem Bindestrich zu leben. Meine Lebenserfahrungen sind vielfältiger. Das Zusammenleben mit zwei sehr unterschiedlichen Kulturen hat mir einen ganzheitlicheren und sensibleren Blick auf das Leben gegeben. Obwohl es schwer ist, zwei Zuhause zu haben, so habe ich doch immer einen Ort, wohin ich gehen kann, und eine Familie, mit der ich wieder zusammenkommen kann.

Christina van Saane

„Sind Sie ein Libam oder ein Amlib?“

Ein ehemaliger Schneller-Schüler lebt seit 58 Jahren in den USA

Vor Jahren hat mich der Direktor des größten Holzunternehmens in den Vereinigten Staaten einmal gefragt: „Sind Sie ein Libam oder ein Amlib?“ Ich war mir nicht sicher, was er wissen wollte. „Sind Sie ein libanesischer Amerikaner oder ein amerikanischer Libanese?“ Ich sagte: „Ich bin ein Libam. Ich wurde im Libanon geboren. Und ich habe zwei Pässe, einen abgelaufenen libanesischen und einen gültigen US-Pass.“ Das ist meine Bindestrich-Identität.

Gebohren wurde ich 1942 im Libanon. Mein Vater starb, als ich zehn Jahre alt war. Damals hatte ich keine Ahnung, wer ich war. Rückblickend habe ich mich wohl am ehesten mit den Franzosen identifiziert. Zu der Zeit war es üblich, sich mit „Bonjour“ oder „Bonsoir“ zu begrüßen und sich mit „Merci“ zu bedanken. Als ich älter wurde, fragte ich mich, was an den arabischen Begrüßungen eigentlich falsch sei. Warum sollte ich nicht „Marhaba“, „Kifak“ und „Schukran“ sagen? So kam ich zu einer libanesischen Identität. In der Johann-Ludwig-Schneller-Schule wiederum grüßte ich mit „Guten Morgen, Fräulein Maria“ oder „Guten Tag, Bruder Aden“. In der Schneller-Schule gewann die deutsche Identität die Oberhand. Abgesehen von der Begrüßung war dort Disziplin das Gebot der Stunde. Der Erzieher, den wir „Bruder“ nannten, musste nur ein bisschen mit dem Mund gestikulieren, was bedeutete, dass man beim Essen keinen Lärm machen sollte. Er weckte uns mit „Aufstehen und Bett machen“.



In die Vereinigten Staaten kam ich 1964 im Alter von 22 Jahren und begann Wirtschaftsmanagement zu studieren. An meinem ersten Tag am College in Glendale, Kalifornien, lernte ich, dass pünktlich um 8.00 Uhr alle Schülerinnen und Schüler stillzustehen haben, in dieselbe Richtung schauen, ihre rechte Hand auf ihr Herz legen und der Flagge der Vereinigten Staaten und dem, wofür sie steht, die Treue schwören. Ich hatte keine Ahnung, was da vor sich ging. Doch jeden Morgen machte ich das gleiche Ritual mit: Ich stand still, schaute in dieselbe Richtung und sagte mit allen den Treueschwur auf. Das war der Beginn meiner amerikanischen Identität.

Der Wandel von der Identität als Libanese zu einem Amerikaner erfolgte schrittweise. Im Libanon isst man mit Messer und Gabel, was bei einem leckeren Hamburger in den USA kaum geht. Man beträufelt ihn mit Ketchup und isst ihn dann mit den Fingern. In den USA gibt es ständig As-



Aziz Shalaby als Jugendlicher (im Schwarzweiss-Bild rechts) an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule und sechs Jahrzehnte später an der US-amerikanischen Pazifikküste.

soziationen, die mit Hamburgern, Pomes, Pizza und Bier zu tun haben. Außerdem werden in den USA die Namen immer abgekürzt. Mein Freund Joseph sagte mir, ich solle ihn Joe nennen. Und als ich mich für das College einschrieb, fragte mich die Sekretärin, wie ich heiße. Ich sagte: „Aziz“. Sie fragte mich nach meinem zweiten Vornamen, und ich sagte „Boulos“. Sie legte fest: „Von nun an werden wir dich Bill nennen.“ So war ich im Libanon als Aziz bekannt, in den USA als Bill oder unter anderen Formen dieses Namens wie William, Guillermo oder Billy!

Jetzt, wo ich mich dem achten Jahrzehnt meines Lebens nähere, denke ich noch einmal über meine „Bindestrich-Identität“ nach. Zu meiner libanesischen Seite ist zu sagen, dass ich selten Arabisch, meine Muttersprache, spreche. Ich lese aber arabische Bücher und Tageszeitungen und höre gerne klassische arabische Lieder von ägyptischen Sängern und Volks-

lieder von libanesischen Musikern. Ich liebe libanesisches Essen, besonders Kibbeh, die gefüllten, frittierten Hackfleischbällchen, und noch mehr Nayé, der sogenannte arabische Tartar. Ich halte Kontakt zur Johann-Ludwig-Schneller-Schule, meiner Alma Mater und unterstütze deren Arbeit. Ein ehemaliger Schulkamerad und ich sorgen dafür, dass die Schülerinnen und Schüler das ganze Jahr über ordentliche Schuhe haben. Ich helfe meiner engeren Familie und meinen Freunden im Libanon gerade jetzt in diesen schwierigen Zeiten. Ich reise oft in den Libanon.

Zu meiner amerikanischen Seite gehört, dass ich auf Englisch denke. Ich lese englische Bücher. Ich schaue Nachrichten und Unterhaltungssendungen im Fernsehen. Ich liebe alle Arten von Essen, welche die USA zu bieten haben, darunter die amerikanische, chinesische, mexikanische, japanische, italienische und viele andere Küchen. Ich gehöre dem Lions Club an und helfe Obdachlosen und benachteiligten Schulkindern. Ich bin Schatzmeister des Lutheran Board for Mission Support, einer Organisation, die bedürftige Schüler im Libanon und in Syrien unterstützt, wobei der Schwerpunkt auf den Schneller-Schulen im Libanon und in Jordanien liegt.

Es ist schwierig, mich in meinem Alter nach meiner eigenen Identität zu fragen. Aber es macht auch großen Spaß, mich an all das zu erinnern, was mich geprägt hat.

Aziz Shalaby lebt in Vancouver im US-Staat Washington.

Und immer ist da diese Sehnsucht

Von Menschen, die zwischen den Welten pendeln (müssen)

An internationalen Drehkreuzen wie dem Frankfurter Flughafen sind viele Menschen unterwegs, die mehr als eine Heimat haben. Weil wegen der Corona-Pandemie derzeit weniger Leute aus geschäftlichen Gründen oder in den Urlaub fliegen, sind sie aktuell sichtbarer denn je. Die Hürden für interkontinentale Flüge nehmen sie in Kauf, um Familie und Verwandtschaft wiederzusehen oder sich von einem Angehörigen zu verabschieden.

Die Frau ist verzweifelt: „They’re at home!“ erklärt sie mir und meint damit die PCR-Test-Ergebnisse für ihre zehnjährigen Zwillinge. Sie waren alle am Morgen aus Beirut angekommen und auf dem Weg nach Kanada. Die Mutter, libanesische Kanadierin, hatte ihre fünf Kinder nach zwei Jahren im Libanon abgeholt, um sie in ihr „eigentliches“ Zuhause zu bringen. In Kanada waren alle geboren. Wobei – was wohl die Kinder sagen würden, wo ihr Zuhause tatsächlich ist? Uns darüber auszutauschen, hatten wir in diesem Moment keine Zeit. Ich hatte die verzweifelte Frau bei meinem üblichen Rundgang im Transitbereich des Frankfurter Flughafens getroffen. Ein PCR-Test dort kostet gut 250 Euro. Das hatte sie eben erfahren und nun schien die Welt und alle Flugpläne zusammenzubrechen. Neue Tests für zwei Kinder waren zu teuer. Noch dazu hätte es bedeutet, dass alle erst am nächsten Tag hätten fliegen können. Ich machte ihr Mut, mit meinem Handy Nachbarn in dem kleinen libanesischen Dorf anzurufen. Vielleicht könnte jemand in die Wohnung gehen und Fotos der Tests senden.

Während wir warteten und die Kinder mit einer Ehrenamtlichen Richtung Fast-Food-Restaurant unterwegs waren, begann die Mutter zu erzählen. Seit gut 15 Jahren lebte sie mit ihrem Mann in Kanada. Der Anfang sei hart gewesen. Jetzt seien sie froh, dort zu sein. Doch die Sehnsucht nach dem Libanon blieb. Sie wollten, dass die Kinder erfahren sollten, woher ihre Eltern kamen. Wo auch ihre Wurzeln waren. Und sie sollten richtig Arabisch lernen. Deswegen hatten die Eltern ihre fünf Kinder für ein Schuljahr in den Libanon geschickt. Durch die Corona-Pandemie waren daraus zwei Jahre geworden.



Die Ehrenamtlichen der Flughafeneseelsorge sind gut an ihren

Viele Menschen wie diese Familie sind aktuell am Frankfurter Flughafen unterwegs. „Es ist, als ob die Corona-Pandemie den Vorhang weggezogen hat und nun alle Menschen, die mehr als eine Heimat haben, auf einmal sichtbar geworden sind.“ So hat eine Ehrenamtliche der Evangelischen Flughafenseelsorge letzgens das beschrieben, was wir hier seit März 2020 tagtäglich erleben: Menschen, die trotz aller Hürden für das interkontinentale Reisen unterwegs sind. Vorher fielen sie zwischen den vielen Geschäftsreisenden und Urlaubern nicht so auf. Jetzt sind hauptsächlich sie es, die das Wagnis „Reise“ in diesen Zeiten auf sich nehmen. Mal vollkommen überstürzt, weil ein geliebter Mensch gestorben ist. Mal geplant, um endlich im Kreis der Familie zu heiraten.

Oder in Sorge und Angst wegen eines Unfalls, einer schweren Erkrankung.

Im November 2020 traf ich eine junge Frau, in den USA geboren, mit familiären Wurzeln in Kenia. Ihr älterer Bruder war im Juli 2020 von der Polizei in den USA erschossen worden. Die Großeltern in Kenia waren in großer Sorge um ihre Enkelkinder, die sie in Gefahr sahen in einem Land, in dem die Polizei so oft afro-amerikanische Menschen tötete. Die junge Frau wollte ihre Großeltern besuchen. Ihnen beistehen – im Auftrag der Familie. Mit ihnen trauern. Und dann stoppte sie der abgelaufene Coronatest in Frankfurt vor dem Weiterflug nach Nairobi. Die Familie mobilisierte einen entfernten Verwandten in Deutschland, der über 200 Kilometer an den Flughafen fuhr, um ihr das notwendige Geld für einen neuen Test zu geben. So wichtig war diese Reise allen gemeinsam!

Zum Glück treffen diese multinationalen Passagiere auf Flughafenmitarbeitende, die genau dieses Leben kennen: Viele sind auch so groß geworden, mit Wurzeln in mehreren Ländern, Kulturen, Sprachen, Religionen. Mit den Vorzügen und den Schwierigkeiten, die das mit sich bringt. Zwei, manchmal drei Herzen „in der Brust“ zu tragen und immer mit einer tiefen Sehnsucht zu leben. Vielleicht ist der Flughafen als Drehkreuz der ideale Arbeitsplatz genau für Menschen wie sie. So habe ich als Flughafenpfarrerin schon Trauerfeiern gestaltet, bei denen in der Flughafenkapelle und irgendwo in der Ferne Familienmitglieder und Freunde zeitgleich und miteinander beteten und ihres Verstorbenen gedachten – per Handy verbunden. Oder Paare getraut, und die Familie in Südamerika war ebenfalls per Video-Call zugeschaltet.



Klünemann

gelben Warnwesten erkennbar.

Love
you



Gemalter Dank eines afghanischen Mädchens an die Autorin

Menschen aus multinationalen Familien sind als Flughafenmitarbeitende ein großer Schatz aufgrund ihrer Sprachkenntnisse und der Fähigkeit, im Passagierkontakt schnell Vertrauen aufbauen zu können. Sie bringen die Perspektive

ein, die es genau an diesem Arbeitsplatz braucht, die aber auch uns allen oft guttun würde. Wenn ich hier von Mitarbeitenden als Flughafenpfarrerin angefragt werde, dann geht es meistens um Probleme außerhalb des Flughafens. Zum Beispiel dass der Rassismus, den Kinder täglich erleben, unerträglich wird, oder dass der so wieso schon angespannte Wohnungsmarkt für Menschen anderer Hautfarbe noch härter ist.

Als im August 2021 in Frankfurt die Maschinen mit den Evakuierten aus Kabul landeten, waren nicht wenige europäisch-afghanische Familien dabei, die Verwandte in Afghanistan besucht hatten und von dem schnellen Vormarsch der Taliban überrascht worden waren. Es war ein buntes Sprachengewirr in den Ankunftsbereichen. Die meisten in traditionell afghanischer Kleidung. Wenn sie sich dann aber an mich wandten, sprachen manche im besten Bayrisch oder Schweizerdeutsch. Ein kleines Mädchen malte zum Dank ein Bild von mir mit einem Herzluftballon in den Farben der Flaggen von Afghanistan und Deutschland. Vielleicht ist es das: Es sind nicht mehrere Herzen, die da in einem Menschen schlagen, sondern ein buntes Herz, das leicht und sorgenfrei sein will.

Übrigens: Die libanesisch-kanadische Familie konnte noch am selben Tag in die andere Heimat weiterfliegen. Die Nachbarn im Libanon hatten die PCR-Test-Ergebnisse gefunden.

Pfr. Bettina Klünemann ist Seelsorgerin am Flughafen Frankfurt und hat im Herbst 2021 an der Near East School of Theology in Beirut ein Kontaktstudium gemacht.

Wurzeln in fremder Erde

Wenn man sich nicht mehr für eine Heimat entscheiden kann

In Syrien habe sie über die Jahrzehnte behutsam Wurzeln geschlagen. Wenn sie heute für einige Monate nach Deutschland kommt, lebe sie immer „mit Syrien“. Das Gefühl der alleinigen Zugehörigkeit zu ihrem Geburtsland sei ihr abhandengekommen, sagt Gabriele Conrad-Hamzé. Sie sei wohl das klassische Beispiel für eine Bindestrich-Integration.

Weit mehr als die Hälfte meines Lebens habe ich außerhalb meines Ursprungslandes verbracht, wo ich seinerzeit Schule und Ausbildung erfahren und einige Zeit im öffentlichen Dienst als Sozialarbeiterin gearbeitet habe. Mit meinem Mann, der aus Syrien stammt, ging ich erst nach Algerien, wo er einige Jahre als Maschinenbauingenieur arbeitete. Wir lebten gerne in diesem Land. Ich fühlte mich wohl, eingebettet zwischen der algerischen, syrischen, deutschen und französischen Kultur.

Unser Ziel blieb aber Syrien. Von der Familie meines Mannes im Süden des Landes wurde ich herzlichst aufgenommen und konnte mich schnell integrieren. Der Schwerpunkt unseres Lebens war damals Damaskus, wo ich 20 Jahre lang im Deutschen Archäologischen Institut (DAI) in der Verwaltung und als Übersetzerin arbeitete, während mein Mann für verschiedene deutsche Firmen in Syrien tätig war. Trotz zahlreicher ausländischer Wissenschaftler spielte sich die Arbeit im DAI fast ausschließlich in einem deutschsprachigen Rahmen ab. Diesem Institut verdanke ich erweiterte Kenntnisse über die Antike, die archäologischen Stätten, über

Martina Waiblinger



Shafiq Hamzé und Gabriele Conrad-Hamzé

Weltkulturen mit ihren Zivilisationen, die Geschichte alter Völker. Syrien, Spektakel der Weltgeschichte. Was für eine Faszination ging für mich von diesem Land aus!

Doch es gab auch so manches Déjà-vu-Erlebnis, ein Gefühl des bereits Erlebten, des Vertrauten. Zum Beispiel kam monatlich ein Geistlicher der deutsch-evangelischen Gemeinde in Beirut nach Damaskus. Der Gottesdienst wurde im Kloster der Franziskanerinnen gefeiert. Anschließend tauschte man sich in besinnlicher, aber auch fröhlicher Runde aus. In Damaskus ansässige Deutsche nahmen daran teil, vorwiegend Frauen, auch Botschaftsangehörige und dem deutschen Kreis nahestehende Muslime. Deutschland war plötzlich wieder so nah. Erfahrungen wurden ausgetauscht, nicht alle konnte ich teilen. Angenehmes, oft Witziges in zwischenmenschlichen Beziehungen, manchmal verursacht durch sprachlich bedingte Miss-



Seit 2016 kümmert sich das Ehepaar Hamzé um Kinder von Familien, die aus dem Norden Syriens in den Süden des Landes geflohen sind. Zur Betreuung gehören feste Mahlzeiten und Morgengymnastik.

privat (2)



verständnisse, manchmal durch kulturelles „ungläubiges Staunen“. Daneben waren aufschlussreiche Beobachtungen im gesellschaftlichen Miteinander, aber auch schwer Verständliches und kaum Nachvollziehbares im orientalistisch-sozialen, religiösen und von fremden Sitten geprägten Gefüge zu hören.

Nicht alle fühlten sich integriert. Andere wiederum, so wie ich, nahmen die Fremdartigkeit und das Ungewohnte in ihr Leben auf. Und ohne sich dessen bewusst zu werden, schlugen sie in dieser fremden Erde über die Jahre behutsam Wurzeln. Unsere jährlichen Deutschlandbesuche ließen uns die Ferne nicht allzu fern sein. Dennoch war im Laufe der Jahre eine schwankende Ambivalenz entstanden. Ein Kreis von rund 30 deutschsprachigen Frauen hatte viele Jahre lang mit dem Erlös aus dem Verkauf von selbst hergestellten Artikeln beim Weihnachtsbasar Bedürf-

tige in der syrischen Bevölkerung unterstützt. Dadurch erlangte ich zusätzlich Einblicke in Schichten der Gesellschaft, die mir sonst verwehrt geblieben wären.

Dann aber, 2011, kam total unerwartet der Krieg. Auf Empfehlung der Deutschen Botschaft verließen fast alle in Syrien ansässigen Frauen und weitere Deutsche das Land. Wir aber blieben. Wir hatten anfangs noch einen gut funktionierenden Umweltklub für Kinder und Jugendliche auf einer Plantage mit unserem großen, ökologisch errichteten Haus in der Nähe von Soueida. Im August 2013 kam aber die Nusra-Front, vernichtete die Plantage und zerstörte unser Haus.

Wir blieben trotzdem. 2016 begannen wir mit Hilfe deutscher Freunde und sozial engagierter Menschen, analphabetische Flüchtlingskinder zu betreuen, deren Familien aus dem Norden in den Süden ge-



flohen waren. Auch Studenten und in Armut gefallenen Familien halfen wir. Das alles konnten und wollten wir nicht verlassen. Ich fühlte mich einst so wohlwollend aufgenommen, wie ein Teil der Bevölkerung.

Doch der wirtschaftliche Niedergang mit seinen marodierenden Banden machte sich immer stärker bemerkbar. Heute stehen Massen aus dem Volk vor großen Problemen, bis hin zu Hunger. Diese sukzessiv fortschreitende Katastrophe und das ständig über unseren Häuptern schwebende Damoklesschwert führten schließlich auch bei uns zur Überlegung, ob wir das Land nicht definitiv verlassen sollten. In München besitzen wir eine kleine Wohnung. Doch sofort stellte sich die Kapitalfrage: Wo ist mein Zuhause? Wo liegen meine Wurzeln? Welches Land gibt mir die Gewähr, glücklich zu leben? Bin ich Syrien mehr verwachsen und verbunden

als meinem Ursprungsland Deutschland? Für welches Land entscheide ich mich im Ernstfall definitiv und ohne die Möglichkeit zur Rückkehr? Nur mit der Beantwortung dieser Frage kann ich mir Klarheit verschaffen.

Ich bin von ambivalenten Gefühlen hin- und hergerissen. Aber das Verlassen meines „Gastlandes“ ohne Rückkehr wäre ein kaum zu ertragender schmerzlicher Akt. Ich würde allein bei dem Gedanken, wie es den Menschen dort wohl ergeht, unter welchen Kümernissen sie in dieser fatalen und dramatischen Situation leiden, täglich einen hundertfachen Tod sterben. Somit ist die Frage eigentlich entschieden. Noch bin ich Deutsche hier in Syrien, diesem Kleinod unter den arabischen Ländern des Nahen Ostens mit seinen vielen Ethnien und religiösen, respektierten und staatlich geschützten Minderheiten. Weihnachten und Ostern sind hier gesetzlich geschützte Feiertage, den christlichen Kirchen kommt der Staat in vielen Dingen entgegen, liefert ihnen bis heute zum Beispiel kostenlosen Strom.

In Deutschland lebe ich immer „mit Syrien“. Das ausschließliche Gefühl der Zugehörigkeit allein zu meinem Geburtsland ist mir abhandengekommen. So ziehe ich grundsätzlich in fast allen Bereichen Vergleiche. Deutschland schneidet dabei nicht immer gut ab. Ich bin wohl das klassische Beispiel für eine Bindestrich-Integration.

Gabriele Conrad-Hamzé stammt aus München und lebt seit Jahrzehnten in Syrien, erst in Damaskus und jetzt in Soueida im Süden des Landes.

Der Bindestrich – welchen Sinn hat er?

Über vielschichtige Identitäten in einer deutsch-iranischen Familie

Wir sind eine deutsch-iranische und fußball-begeisterte Familie. Meine Kinder sind zwei-sprachig, bi-kulturell und inter-religiös aufgewachsen. Ob dies gut oder eher schwierig ist, fragt sich Sabine Soltani.

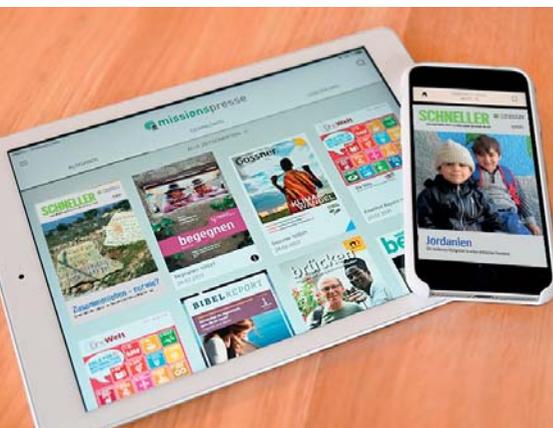
H heute kann ich sagen: Es hat sich gelohnt und es ist eine Bereicherung. Es fällt mir besonders beim Fußball auf – da schlagen tatsächlich zwei Herzen in unseren Brüsten und wir verfolgen die Spiele der iranischen Nationalelf mit derselben Hingabe, wie die der deutschen. Wir singen die Nationalhymnen und legen unsere Hand dabei aufs Herz. Wir fiebern während des Matches und beten um ein erlösendes Tor. Selbst Deutsche, die uns besuchen, während die iranische Mannschaft spielt, werden angesteckt und zittern mit uns mit, beschimpfen den Schiri wegen jedes Fehlverhaltens und feiern den Sieg ausgelassen mit uns. Ebenso teilen sie mit uns die Enttäuschung, wenn Iran verliert. Als ob das deutsche Team verloren hätte.

Ich weiß nicht, wie es uns gehen würde, wenn beide Teams mal wieder in einem wichtigen Turnier gegeneinander spielen

würden. Der Bindestrich – da wäre er wieder: Deutschland – Iran. Ein lachendes und ein weinendes Auge blieben wahrscheinlich zurück, die der Bindestrich dann wieder zueinander fügt, verbindet.

Was sind wir aber wirklich? Deutsche Fans der iranischen Mannschaft? Deutsche Iraner oder iranische Deutsche? Deutsch-Iraner? Katholische Moslems oder islamische Katholiken? Islam-Katholiken? Was für vielschichtige Identitäten sich doch in solchen Familien bieten können. Ich freue mich, dass ich die Möglichkeit habe, genau so zu leben. Dadurch wird mir stets ein Blick auf das „Anderere“ ermöglicht. Es ist schön, dass meine Kinder so viel für sich dazu gelernt haben und über die Grenzen blicken können. Sie definieren beides als Heimat und haben Heimweh nach dem anderen Land, egal, wo sie sich gerade aufhalten. Und selbst ich, als „Deutsche“ besuche den Iran immer wieder gern und fühle mich dort zu Hause. Der Bindestrich schafft Verbindung. Der Bindestrich öffnet für etwas, was mir sonst gefehlt hätte.

Sabine Soltani hat viele Jahre in Teheran gelebt. Heute lebt sie in Bayern.



Das Schneller-Magazin ist mit seiner deutschen und englischen Ausgabe im digitalen Zeitschriftenportal „Missionspresse“ der Evangelischen Mission Weltweit (EMW) vertreten.

Unter www.missionspresse.org sind Zeitschriften aus den Missionswerken in Deutschland eingestellt. Als eigene App kann der digitale Zeitschriftenkiosk kostenlos auf das Smartphone heruntergeladen werden. Einfach mal ausprobieren!



Ein Denkmal für die Schneller-Arbeit

Schillernd und kompliziert kann man das Buch nennen, das der ehemalige Schneller-Schüler Naser Dahdal über seine Zeit in der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) geschrieben hat. Das Buch ist so bunt und komplex, wie Mehrfach-Identitäten sein können. In diesem Fall bringt der Autor eine palästinensisch-libanesisch-schweizerische Identität mit, der man getrost die Dach-Identität „Schneller“ zuschreiben kann.

Geboren 1948 in Palästina, aufgewachsen als Flüchtling in ärmlichen Verhältnissen erst in Syrien, dann im Libanon, kam Dahdal im Alter von neun Jahren an die JLSS in Khirbet Kanafar, wo seine Tante, genannt Sit Rifka, als Köchin arbeitete.



Naser Dahdal
Schneller: Legende und Epos
Vater, Sohn und Enkel
Public Book Media Verlag
Frankfurt 2016
148 Seiten, 14,80 Euro

Nach dem Abitur studierte Dahdal Englisch und Religion in Beirut, ging 1973 nach Erlangen, wo er Theologie und Arabische Philologie studierte und promovierte. Von 1980 bis 1982 lehrte er an der Near East School of Theology in Beirut, musste den Libanon kriegsbedingt aber verlassen und ging in die Schweiz, wo er heute noch lebt.

Wer den Schatz dieses Buches heben möchte, sollte nach Möglichkeit ein biss-

chen Arabisch können. Dahdal schreibt über seine Kindheit und Jugend an der JLSS nämlich auf Deutsch (Prosa) und auf Arabisch (Gedichte). Neben dem rein Biografischen flicht er kunstvolle Lobgedichte in klassischem Hocharabisch über diejenigen ein, ohne die es die Schneller-Arbeit nicht geben würde und die ihn in seiner Zeit im Internat geprägt haben. Über Johann-Ludwig-Schneller, der 1860 den Grundstein in Jerusalem legte, schreibt er beispielsweise eine an ein antikes Heldenepos erinnernde Ode. Doch auch (verstorbenen) Klassenkameraden setzt er mit seiner Sprachkunst ein Denkmal.

Textlich kommt noch eine weitere Ebene hinzu, nämlich die zum Teil sehr ausführlichen Fußnoten, in denen Dahdal wenig gebräuchliche Begriffe aus dem Hocharabischen erklärt, Anspielungen erläutert, Verweise zu Bibelstellen gibt und auch Hintergrundinformationen zu den Sprachbildern liefert, die er in seinen Gedichten verwendet. Diese Komplexität fordert Lesenden einiges ab.

Dahdals Elogen mögen manche als Schwärmerei abtun. Man sollte sie aber so nehmen, wie sie gemeint sind: Als Versuch, dem unendlichen Dank Ausdruck zu verleihen, den jemand empfindet, dessen Sterne bei der Geburt alles andere als günstig standen, der im Rückblick auf sein eigenes Leben aber staunend feststellt, wie viel er anderen verdankt. Ein Denkmal für die Schneller-Arbeit ist das Büchlein auf alle Fälle.

Katja Dorothea Buck

Frische Luft auf dem Schulhof tanken

Khirbet Kanafar (JLSS). An der Johann-Ludwig-Schneller-Schule gilt angesichts der Corona-Pandemie ein strenges Hygienekonzept. Bei allen, die von außen an die Schule kommen, wird am Eingang die Temperatur gemessen. Selbst bei milden Krankheitssymptomen muss ein negativer PCR-Test vorgelegt werden, bevor jemand wieder an die Schule kommen darf. Das Tragen von Masken und das Abstand halten sind Gebot der Stunde. Klassenräume und andere Aufenthaltsräume werden regelmäßig gereinigt und desinfiziert.

Vieles ähnelt dem, was auch an deutschen Schulen gilt. Doch an der JLSS sind zudem alle Schülerinnen und Schüler angehalten, nach jeder zweiten Stunde den Klassenraum zu verlassen und fünf Minuten mit ihrem Lehrer oder ihrer Lehrerin auf dem Schulhof unter Einhaltung der Abstandsregeln eine Runde spazieren zu gehen. So bekommen die Kinder und Jugendlichen nicht nur regelmäßig frische Luft, auch die Klassenzimmer können in dieser Zeit großzügig gelüftet werden.

So konnte das erste Schulhalbjahr relativ reibungslos stattfinden. Nur im November musste die Schule für eine Woche schließen, weil ein Ausbilder in den Werkstätten unvorsichtigerweise krank zur Arbeit gekommen war und einen Kollegen angesteckt hatte. „Wir hoffen, dass alle begreifen, wie wichtig es ist, die Präventionsmaßnahmen zuhause und an der Schule zu befolgen. Die Schülerinnen und Schüler brauchen dringend ein normales Schuljahr ohne viele Unterbrechungen“, sagt Direktor George Haddad. Die Bildung der Kinder, die fast zwei Jahre verloren ha-

EMS/Sommer



Corona-Spaziergang auf dem Schulhof. Wer seinen Vordermann nicht berühren kann, weiß, dass der Abstand ausreichend ist.

ben, müsse jetzt Priorität haben. Alle Feste und Großveranstaltungen, bei denen viele Menschen traditionell zusammenkommen, könnten warten bis zu den großen Ferien im Sommer. „Es darf nicht eine ganze Generation ihr Leben lang benachteiligt sein, weil sie in ihrer Jugend keine ordentliche Bildung bekommen hat“, sagt Haddad.

Hoher Besuch an der Schneller-Schule

Khirbet Kanafar (JLSS). Ende November hat der deutsche Botschafter im Libanon, Andreas Kindl, die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) besucht. Für den Diplomaten war es nicht das erste Mal. Gerne informiert er sich über die neuesten Projekte, wie dieses Mal zum Beispiel die Photovoltaik-Anlage und der Neubau der Schreinerei.

Er sagte der Schule seine Unterstützung zu in Fragen der internationalen Zusammenarbeit hinsichtlich der Ausbildungs-



Botschafter Andreas Kindl (rechts) beim Frühstück im Speisesaal der JLSS mit Laure Haddad, Uwe Gräbe und George Haddad.

gänge (auch für syrische Jugendliche) sowie hinsichtlich der Anerkennung von Abschlüssen. Die Küche der JLSS hatte aus Anlass des hohen Besuchs ein wundervolles Essen zubereitet.

In gemütlicher Atmosphäre gingen die Gespräche im Direktorenhaus weiter und deutlich über den zeitlichen Rahmen hinaus, den der Botschafter sich eigentlich gesetzt hatte.

Musik soll dauerhaft Unterrichtsfach werden



Bei einer Probe für die Weihnachtsaufführung

Amman (TSS/EVS). Dank der großzügigen Unterstützung der Evangelischen Kirche in Württemberg bekommen die Schülerinnen und Schüler an der Theodor-Schneller-Schule (TSS) in Amman seit diesem Schuljahr regelmäßig Musikunterricht. 26.500 Euro hat die Württembergische Landeskirche dafür zur Verfügung gestellt. Nicht nur zahlreiche Instrumente konnten angeschafft und ein eigener Musikraum eingerichtet werden. Von der Spende kann die Schule auch das

Gehalt für eine Musiklehrerin zwei Jahre lang zahlen. Danach ist geplant, die Stelle regulär im Haushalt der Schule zu verankern.

Bereits bei der letzten Weihnachtsaufführung kam diese Bereicherung des Unterrichts an der TSS zur Geltung. Die junge Lehrerin hatte mit zahlreichen Kindern und Jugendlichen ein kleines Programm mit verschiedenen (Weihnachts-)liedern einstudiert.

7. SiMO-Konsultation zu Öffentlicher Theologie in Beirut

Stuttgart/Beirut (EMS/NEST). Zum siebten Mal laden die Near East School of Theology (NEST) in Beirut und das Stipendienprogramm Studium im Mittleren Osten (SiMO) der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) zu einer internationalen Konsultation ein. In diesem Jahr wird es von 20. bis 22. April in Beirut um das Thema „Öffentliche Theologie – Aktuelle Herausforderungen in Europa und dem Nahen Osten“ gehen. Unter Öffentlicher Theologie wird allgemein die Reflexion über theologisch begründete Beiträge zum öffentlichen Diskurs bzw. auch zum Verhältnis von Religionsgemeinschaften und (säkularer) Öffentlichkeit verstanden.

Im libanesischen Kontext wird diese Frage seit einiger Zeit heiß diskutiert. Angesichts des Zusammenbruchs des politischen und wirtschaftlichen Systems müssen sich die dortigen Kirchen fragen, ob es richtig war, wie sie als Konfessionsgemeinschaften in der Vergangenheit öffentlich Position ergriffen haben. Aber auch die

Frage, wie sie künftig sprechen sollen, ist offen. Doch auch in Europa stehen die Kirchen vor Herausforderungen, zum Beispiel wie sie sich angesichts der heterogenen Diskurse zum Umgang mit der Pandemie oder der Klimakrise positionieren sollen. Zu den Referierenden zählt auch die libanesische Theologin Najla Kassab, die derzeit Präsidentin der Reformierten Weltgemeinschaft ist.

Im Gegensatz zu den vorherigen Tagungen, die im Drei-Jahres-Rhythmus und abwechselnd in Deutschland und im Libanon stattfinden, ist in diesem Jahr der Kreis der Teilnehmenden sehr begrenzt. Aufgrund der Pandemie und auch der wirtschaftlichen und politischen Krise im Libanon werden nur jeweils 15 Personen in Präsenz dabei sein können.

Weitere Informationen erhalten Sie im Nahost-Verbindungsreferat der EMS per E-Mail (graebe@ems-online.org) oder telefonisch unter 0711 63678-37.

Viel Platz für die Schreiner Ausbildung



EMS/Gräbe

bildungswerkstatt der Schreinerlehrlinge einziehen. Im Obergeschoss werden Klassenzimmer für die Berufsschüler eingerichtet. Die alte Schreinerei musste vor zwei Jahren geschlossen werden, weil durch massive Setzrisse die Gesamtstatik des Gebäudes gefährdet war. Die Schreinerlehrlinge wurden in der Zwischenzeit in der Schulaula ausgebildet.

Khirbet Kanafar (JLSS). In das neue zweistöckige Gebäude am Rande des Schul-Campus soll demnächst die Aus-

Finanziert wurde das neue Gebäude vom Evangelischen Verein für die Schneller-Schulen (EVS) sowie von der *Schneller-Stiftung – Erziehung zum Frieden*.

„Gute Nacht, Miss Katrin, schlaf gut!“

Ehemalige erinnern sich

Katrin Kaltenecker (33) war 2007/2008 Volontärin in einer Wohngruppe an der Theodor-Schneller-Schule (TSS). Heute ist sie Ärztin und lebt in der Nähe von Stuttgart.



Wenn ich an meine Zeit in Jordanien denke, dann blitzen viele Eindrücke vor meinem inneren Auge auf. Bis heute berührt mich aber besonders, wie unsere Ins-Bett-bring-Routine entstanden ist. Am Anfang war es mir unmöglich, meine 20 aufgedrehten Jungs zu bändigen und ins Bett zu bringen. Ein paar Abende, nachdem ich angefangen hatte, mich ein oder zwei Minuten zu jedem Jungen ans Bett zu setzen, allein ihm meine Aufmerksamkeit zu schenken und ihm eine



privat

Katrin Kaltenecker vor fast 15 Jahren mit Kindern der TSS.

gute Nacht zu wünschen, antwortete einer meiner Jungs in Deutsch: „Gute Nacht, Miss Katrin, schlaf gut!“ Er, der kein Wort Deutsch konnte, hatte seine Deutschlehrerin nach diesem Satz gefragt, um sich bei mir zu bedanken. Ab diesem Moment gehörte der Satz fest in unser Gute-Nacht-Ritual.

Die Jungs aus meiner Wohngruppe waren damals zehn oder elf Jahre alt. Ich fände es wahnsinnig schön, den einen oder anderen wiederzusehen und zu erfahren, was aus ihnen geworden ist. Da war zum Beispiel Amar, ein schüchterner Junge mit tragischer Familiengeschichte, aber trotzdem ein wirklich cleveres Kerlchen. Oder Samer und sein kleiner Bruder, die als irakische Flüchtlinge auf ein Visum für Australien warteten, wo ein Teil ihrer Familie bereits Asyl gefunden hatte.

Der Schneller-Arbeit fühle ich mich auch nach so vielen Jahren noch verbunden. Der Schneller-Gedanke von Erziehung zum Frieden, zu Respekt und Toleranz ist zeitlos und wichtig. Ich durfte meinen kleinen Beitrag dazu leisten. Doch vielmehr noch hat mich die Zeit in Jordanien und die Arbeit an der TSS als Person, mein Handeln, meine Denkweise geprägt.

Leuten, die sich überlegen, ob sie einen Freiwilligendienst machen sollen, würde ich drei Ratschläge geben: Mach es! Versuche aber nicht an deinen Plänen und Vorstellungen festzuhalten; du wirst unglücklich werden. Sei offen für alles was kommt und passiert, dann wirst du eine großartige Zeit haben. Und: Auf jedes Tief folgt ein Hoch! Den lieben Eltern kann ich raten: Von außen und aus der Ferne betrachtet sieht alles anders, meist schlimmer aus, als es vor Ort ist. Also ruhig bleiben und Tee trinken, das machen die Jordanier auch so. Denn, insha'allah (wenn Gott es will), alles wird gut!



„Doppelzüngig, hierarchisch, lebensfern“

Nahöstliche TheologInnen üben scharfe Kritik an den eigenen Kirchen

Zehn Jahre „Arabischer Frühling“, zehn Jahre Krieg in Syrien. Elf Theologinnen und Theologen aus dem Libanon, Jordanien und Palästina analysieren die Situation der Christen im Nahen Osten und sprechen in einem Diskussionspapier Dinge an, über die sonst allenfalls hinter vorgehaltener Hand gesprochen wird. Im Zentrum der Kritik stehen die eigenen Kirchen.

Eigentlich hätte der Text, der unter dem Titel „We Choose Abundant Life“ (übers. Wir wählen das Leben in Fülle) im vergangenen Herbst erschienen ist, ein offizielles Kairos-Dokument der Kirchen im Nahen Osten werden sollen. Und begonnen hatte die innerkirchliche Selbstanalyse vor drei Jahren auch unter der Federführung des Middle East Council of Churches (MECC). Der MECC, der seinen Sitz in Beirut hat, hatte eine breite Gruppe von Laien und Experten aus Theologie, Sozial- und Politikwissenschaften zu mehreren Workshops eingeladen.

Doch dann kamen einerseits die Aufstände und die beginnende Wirtschaftskrise im Libanon dazwischen. Andererseits gab es einige Personalwechsel innerhalb des MECC. Dass das Papier jetzt „nur“ von elf Theologinnen und Theologen aus dem Libanon, Jordanien und Palästina in Eigenregie und nicht als offizielles Kairos-Dokument veröffentlicht wurde, dürfte dessen Wirkkraft aber nicht schmälern. Denn unter den Autorinnen und Autoren sind einige mit guten Verbindungen in die weltweite Ökumene, angefangen bei Najla Kassab, der Präsidentin des Reformierten Weltbundes, über den internatio-

nal bekannten Theologen Mitri Raheb aus Bethlehem, und Michel Nseir, Programmleiter beim Ökumenischen Rat der Kirchen, bis hin zu Roupheal Zgheib, Nationaldirektor der Päpstlichen Missionswerke des Libanon.

Inhaltlich hat es dem Papier gut getan, dass die Autorinnen und Autoren frei von Loyalitätszwängen formulieren konnten. So kritisieren sie schonungslos die „Doppelzüngigkeit“ mancher Kirchenleitungen, die bestimmten christlichen Gruppen in Amerika und Europa gegenüber „das Leiden der Christen übertreiben, und von systematischer Verfolgung durch die Muslime sprechen“. Wenn sie aber mit Muslimen sprächen, würden sie von einem guten Miteinander reden und für den Schutz der christlichen Gemeinschaften werben.

Der Auseinandersetzung mit dem Islam geben die Autorinnen und Autoren viel Raum. Die meisten Christen im Nahen Osten fänden nämlich, dass diese „von den Prinzipien des Miteinanders, der Annäherung und der Geschwisterlichkeit geleitet sein sollte“. Auch religiös motivierte Gewalt sei keineswegs etwas, das nur mit dem Islam verbunden werden könne. Gewalt sei weder dem Islam inhärent, auch nicht dem politischen Islam, noch sei sie ausschließlich Religionen vorbehalten. Vielmehr sei Gewalt „ein anthropologisches und soziales Phänomen, das oft mit verengten, ausschließenden und überheblichen Identitätsdiskursen verbunden ist“.

Mit Kritik an den Kirchen sparen die Autorinnen und Autoren nicht. Sie prangern an, dass Frauen und junge Menschen



Das Christentum ist Teil einer ethnischen, kulturellen und religiösen Vielfalt, welche den Nahen Osten seit Jahrtausenden prägt.

viel zu wenig beteiligt würden. Große Teile der Jugend würden nicht mehr erreicht. Statt Dialog finde zu viel Monolog statt. Oft würden Formulierungen verwendet, „die nicht auf die Krisen eingehen, mit denen die Jugend konfrontiert ist“. Man müsse feststellen, „dass sich die Jugend oft von den Kirchen, zu denen sie eigentlich gehören, entfremdet fühlen“. Auch fehle in den Kirchen häufig der Mut, die Wahrheit gegenüber politischen Führern anzusprechen. „Sie schweigen oder sehen weg bei Praktiken, welche die menschliche Freiheit und Würde verletzen.“

Interessant ist, dass die Autorinnen und Autoren das Konzept der Minderheit vehement ablehnen. Christinnen und Christen seien vielmehr originärer Teil einer ethnischen, kulturellen und religiösen Vielfalt, welche den Nahen Osten seit Jahrtausenden präge. Die Christen seien keine Minderheit, die sich von einer Mehrheit abgrenzen müsse. Problematisch sei, dass es nach dem Fall des Osmanischen Reiches vor hundert Jahren nicht gelungen sei, zivile Rechtsstaaten aufzubauen, in denen alle Bürgerinnen und Bürger die

gleichen Rechte haben. Zugehörigkeiten zu Religion, Ethnie und Clan dominierten nach wie vor und seien der Nährboden für Konflikte und religiösen Fanatismus. Dieser spiele eine verheerende Rolle in der gesamten Region, weswegen sich viele Christen in ihrer Existenz bedroht fühlten. Es sei allerdings ein fataler Fehler, in der Logik der religiös oder ethnisch definierten Minderheit zu verharren, die sich nur schützen könne, wenn sie entweder den Schulterchluss mit anderen Minderheiten suche oder sich kritiklos einem autoritären Regime unterwerfe.

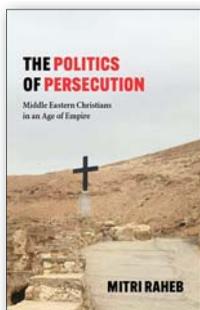
Es verwundert nicht, dass die Kirchen im Nahen Osten bisher offiziell nicht auf das Papier reagiert haben. Interessant wird aber vor allem sein, ob es gelingen wird, die Thesen dieses wichtigen Dokuments mit einer breiteren Öffentlichkeit im Nahen Osten und mit Partnern im Ausland zu diskutieren.

Katja Dorothea Buck

Das Dokument gibt es als PDF-Download (in Englisch) unter <https://t1p.de/n90u>

Wenn der Westen einmarschiert

Eine ebenso erschütternde wie akribische und quellenreiche Darstellung des Schicksals der christlichen Gemeinschaften im Nahen Osten über mehr als zwei Jahrhunderte hinweg legt der bekannte palästinensische Theologe hier vor. Angesichts des Titels ist zu wünschen, dass das Buch vor allem in die Hände derjenigen in Europa und Amerika gelangt, die bei dem Thema vor allem an Christenverfolgungen



Mitri Raheb

The Politics of Persecution

Middle Eastern Christians in
an Age of Empire

Baylor University Press,

Waco 2021

207 Seiten, 23,85 Euro

unter dem Islam denken. Raheb will hingegen zeigen, dass es vielmehr die zahllosen westlichen Interventionen im Orient waren, welche für die lokalen Christinnen und Christen letztlich zur Katastrophe geführt haben. Über weite Strecken des Buches gelingt dies ausgesprochen gut, so dass es bei westlichen Leserinnen und Lesern wohl zu Recht ein tiefes Gefühl der Beschämung auslösen muss.

Fragen entstehen freilich im Detail: Zwar kann Raheb seine These im Blick auf den drusisch-maronitischen Bürgerkrieg im Libanongebirge von 1860 anhand zahlreicher Quellen gut belegen, und dass der Aufstieg des christenverfolgenden „Islamischen Staates“ ohne die amerikanisch angeführte Invasion im Irak von 2003 so nicht denkbar gewesen wäre, ist ohnehin

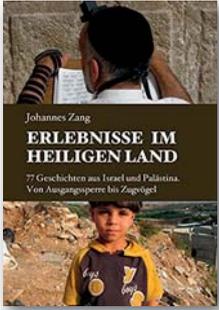
plausibel. Fraglich wird die These jedoch schon im Hinblick auf den armenischen Genozid von 1916, wo Raheb zunächst lediglich von einem „Zulassen“ durch die europäischen Akteure spricht, im Fazit jedoch die aktive Rolle des europäischen Kolonialismus betont, die hier zu einem der „einzigen beiden Fällen“ von Christenverfolgung im Nahen Osten binnen zweihundert Jahren geführt habe.

Die postkoloniale Imperiumstheorie, die Raheb bereits zuvor an anderer Stelle im Blick auf Israel und Palästina entfaltet hat, wendet er in diesem Buch konsequent auf den gesamten Nahen Osten an. Es erstaunt jedoch, wie gut das am längsten regierende Imperium im Nahen Osten dabei wegkommt: Im osmanischen Millet-System hätten es die Christen vor den europäischen Interventionen durchweg gut gehabt. Belege dafür bleibt Raheb schuldig, und man mag durchaus fragen, ob die konfessionellen Segmentierungen, die jüngst zur Implosion des Libanon geführt haben, nicht in eben diesem Millet-System mindestens ebenso verwurzelt sind wie in der europäisch-kolonialen Politik des „Teilens und Herrschens“. Trotz solcher Anfragen: ein absolut lesenswertes und augenöffnendes Buch!

Uwe Gräbe

Bunte Facetten, tiefe Sympathie

Johannes Zang, als Journalist, Schriftsteller und Reiseleiter seit Jahrzehnten immer wieder für längere und kürzere Zeiträume in Israel und Palästina unterwegs, bringt es auf den Punkt: Kein anderer Konflikt „wird annähernd so gründlich dokumentiert wie der israelisch-palästinensische“. Und was für den Konflikt gilt, gilt wohl grundsätzlich für alle Aspekte



Johannes Zang

Erlebnisse im Heiligen Land

77 Geschichten aus Israel

und Palästina – Von Ausgangs-
sperre bis Zugvögel

Promedia, Wien 2021

224 Seiten, 19,90 Euro

des Lebens zwischen Mittelmeer und Jordan. So vermag Zang in einen schier unerschöpflichen Zahlenfundus zu greifen, um auf jeweils nur zwei Seiten die unterschiedlichsten Aspekte dieses Lebens zu dokumentieren: Die Zahl deutscher Stiftungsbüros im Lande ebenso wie die Wartezeiten palästinensischer Krankenwagen an israelischen Checkpoints; den Bierausstoß der ersten palästinensischen Brauerei genauso wie die dynamische israelische Startup-Szene oder die palästinensischen Verluste durch behördlich angeordnete Abrisse von Häusern.

Die Buntheit dieser Facetten zeigt die tiefe Sympathie Zangs für das Land und seine Menschen, die er hier zu Wort kommen lässt; von dieser Grundsympathie und echtem Mitleiden an den Verhältnissen ist auch seine (zuweilen harsche) Kritik getragen. Dennoch führt ihn das Format der „zwei Seiten pro Lebensaspekt“ auch an eine methodische Grenze. Manchmal möchte man einfach mehr erfahren – insbesondere was hinter dem liegt, was einem Journalisten und Reiseleiter von den Gesprächspartnern vor Ort gemeinhin erzählt wird. Dem Platzmangel mag es geschuldet sein, wenn Zang das heutige Fortwirken des ehemaligen Syrischen Waisenhauses in Jerusalem lediglich in den lutherischen Gemeinden der Region zu erkennen vermag – die Schneller-Schulen jedoch nicht erwähnt. Wo er

von 13 anerkannten Kirchenoberhäuptern spricht, wäre ein Hinweis hilfreich gewesen, wann und von wem genau diese 13 anerkannt wurden – und von wem gerade nicht, bzw. was es für palästinensische christliche Gemeinden bedeutet, zu keiner anerkannten Kirche zu gehören. Eine Verknüpfung dieser Frage mit den vom israelischen Staat bezahlten muslimischen Klerikern, die Zang anderenorts erwähnt, hätte aufzeigen können, wie wirkmächtig das osmanische Rechtssystem in Israel und Palästina bis heute ist – nicht anders als im Libanon oder Jordanien.

An einigen Punkten verlässt Zang schließlich den Boden der gesicherten Zahlen. Etwa dann, wenn er seine Hoffnung ausdrückt, dass nach einem Ende der Besatzung Pluralität, Selbstverwirklichung, Emanzipation und Toleranz z.B. in Gaza, Nablus und Hebron ebenso möglich sein könnten wie in Tel Aviv. Quod erat demonstrandum. – Lesenswert ist das schöne Büchlein auf jeden Fall!

Uwe Gräbe

Vielen Irrtümern aufgesessen

Ami Ajalon ist ein ungewöhnlicher Schriftsteller. Aufgewachsen in einem Kibbuz, erzogen im patriotischen Geist der Gründerväter des jungen Staates Israel, wurde er erst Kampfschwimmer beim Militär, später Kommandeur der Marine und ab 1996 schließlich Chef des israelischen Geheimdienstes Shin Bet. Man brauche dort jemanden, der Palästinenser nicht nur als Terroristen, sondern auch als Partner im politischen Prozess sehen könne, sagte ihm damals Schimon Peres.

Ajalon übernimmt bis 2000 diese Aufgabe. Er sucht sich Partner auf palästinensischen

sischer Seite, beginnt, palästinensische Autoren, Dichter und Philosophen zu lesen und nimmt Kontakt zu palästinensischen Soziologen auf. Schritt für Schritt arbeitet er sich in die Gedankenwelt „der anderen Seite“ ein, um das Narrativ der Palästinenser zu verstehen. Er beginnt zu begreifen, dass die israelische Seite nicht nur Anforderungen an die Palästinenser



Ami Ajalon mit Anthony David

Im eigenen Feuer

Wie Israel sich selbst zum Feind wurde und die jüdische Demokratie trotzdem gelingen kann – Erinnerungen eines

Geheimdienstchefs

Dietz-Verlag, Bonn 2021
360 Seiten, 26 Euro

stellen kann, sondern auch Vertrauen aufbauen muss. Denn, so seine Überzeugung, alle Waffen und selbst die klügsten Strategien des Geheimdienstes können den Terrorismus nie beenden. Auch die Politik müsse mitziehen.

Nach seiner Zeit beim Shin Bet geht Ajalon in die Politik, wird in die Knesset gewählt und auch Kabinettsminister. International bekannt wurde er aufgrund seiner Friedensinitiative mit dem palästinensischen Philosophen Sari Nusseibeh, mit dem er 2002 die Organisation People's Voice gründete, die auf beiden Seiten für die Zweistaatenlösung wirbt.

Doch Ajalon hat mehr zu bieten als die Memoiren eines geläuterten Falken. Er fragt nach der Zukunft Israels und stellt nüchtern fest, dass die Politik der letzten Jahre nicht nur die palästinensischen Nachbarn erniedrige, sondern auch die israelische Zivilgesellschaft untergrabe. Da-

mit stehe nicht nur die Sicherheit Israels auf dem Spiel, sondern auch seine Identität als demokratischer Staat. Warum eine große Mehrheit der Israelis dies offenbar zulasse, will Ajalon wissen und beginnt, sich selbstkritisch mit den eigenen Wurzeln zu befassen. Die Generation seiner sozialistischen Eltern habe ein Narrativ konstruiert von der Rückkehr in ein Land, das ihnen geraubt, geplündert und von anderen besetzt worden sei. Sie habe die zweitausendjährige jüdische Geschichte in der Diaspora ausgelöscht und scheinbar nahtlos an das heldenhafte Zeitalter der israelitischen Königreiche und Kriege gegen Griechen und Römer angeknüpft.

Niemals sei ihm in den Sinn gekommen, zu hinterfragen, „inwieweit die Erzählungen, mit denen alle Israelis großgeworden sind, unser Handeln und unsere Sichtweise der Zukunft bestimmen“. Es reiche aber nicht, nur die Ungerechtigkeit der Besatzung zu erkennen und mit den Palästinensern ein gemeinsames Bild von der Zukunft zu entwerfen. Man müsse auch die nationalistische Geschichtsschreibung hinterfragen, mit der alle Israelis aufwüchsen. Die israelischen Juden müssten „die Vergangenheit neu erfinden“, fordert Ajalon.

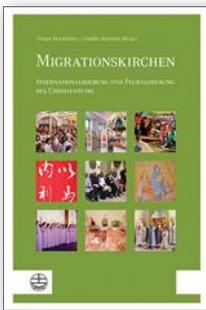
„Im eigenen Feuer“ ist ein Buch, das nicht kalt lässt. So schonungslos, wie Ajalon mit eigenen Fehleinschätzungen umgeht, so deutlich fordert er einen Perspektivwechsel. Damit richtet er sich an alle, die nichts lieber sehen würden, als dass zwischen Mittelmeer und Jordan endlich ein gerechter Friede herrscht.

Katja Dorothea Buck

Christsein in der Fremde

Kirchen und Theologien migrieren mit- samt den ihnen verbundenen Menschen, treffen dabei auf Vorfindliches, durch- laufen charakteristische Transformatio- nen, verwurzeln sich neu – international, interkulturell, (post-)migrantisch – wie immer man es mit jeweils guter Begrün- dung nennen mag. In drei Complexen haben Etzelmüller (Systematischer Theo- loge in Osnabrück) und Rammelt (Kir- chengeschichtlerin und Interkulturelle Theologin in Bochum) eine Fülle an Un- tersuchungen gesammelt: Im ersten Teil

manches zusammen, was man nicht häu- fig zusammen findet – das jedoch gerade in dieser Zusammenstellung ein echter Augenöffner ist. Hier ist einmal nicht iso- liert von afrikanischen Kirchen oder von lateinamerikanischen Gemeinden oder von den orientalischen Christinnen und Christen die Rede – sondern all dies (und mehr!) wird miteinander in einem über- aus klugen Wechselspiel vorgestellt. Wer noch der Meinung ist, in seiner Stadt gebe es keine Migrationskirchen, der möge nur einmal im Alltag die Augen aufmachen und sich von den Praxisbeispielen des Bu- ches inspirieren lassen.



Gregor Etzelmüller,
Claudia Rammelt (Hrsg.)

Migrationskirchen

Internationalisierung und
Pluralisierung
des Christentums vor Ort
EVA, Leipzig 2022
724 Seiten, 38 Euro

des Buches finden sich einige grundlegen- de theologischen Reflexionen zum Thema „Migration“, im zweiten – dem umfang- reichsten – Teil ein wahrer Schatz an kon- kreten Einblicken in zahlreiche Migrati- onskirchen in Deutschland (aber auch der Schweiz, Großbritannien und Norwegen), und im dritten Teil schließlich einige sys- tematische Erwägungen zur Begegnung von Migrationskirchen mit bereits vor Ort etablierten Kirchen.

Rund 720 Seiten mögen hart an der Schmerzgrenze dessen liegen, was sich eine interessierte Leserschaft zumuten lässt – es ist dabei jedoch keine Seite zu viel. Insbesondere im zweiten Teil kommt

Freilich: Ein paar Seiten hätten es dann doch noch mehr sein können. Da, wo der Diaspora-Begriff einer konfessionskundli- chen Untersuchung unterzogen wird (105- 125), da müsste sich doch auch das auf- drängen, was in diesem Buch nur in einer Fußnote (2, 375) angedeutet wird: nämlich dass die Dialektik von „Diaspora“ und „im Lande wohnen“ ein Grundthema des Ju- dentums durch die Zeiten hindurch ist, ohne das Vieles in der christlichen Theo- logie nicht denkbar wäre. Auch in diesem Sinne wäre eine theologische „Neuver- wurzung“ wünschenswert.

Uwe Gräbe

Frech, witzig und berührend

Die Neuerscheinung „Beirut für wilde Mädchen“ der Libanesin Chaza Chara- feddine ist ein unkonventionelles Buch. Die Autorin und Künstlerin ist in einer gut bürgerlichen schiitischen Familie aufgewachsen und besuchte eine katholi- sche Schwesternschule, die ihr eine gute Schulbildung garantieren sollte. Weil sie sich von ihren immer frommer werden- den Eltern entfremdete, ging sie für die

weitere Ausbildung nach Deutschland und die Schweiz.

Chaza Charafeddine beschreibt in weitgehend autobiographischen Episoden humorvoll, frech und offen wichtige Ereignisse ihres Landes und ihres eigenen Lebens – zum Beispiel den Beginn des Bürgerkriegs, ihre Erinnerungen an die katholischen Schwestern und ihr Idol, eine ägyptische Hausangestellte namens Inayat: „Ich beneidete ihren Mut und wünschte mir, so zu sein wie sie: groß, imposant, frech, ohne Familie, Nonnen, Lehrerinnen.“ In anderen Episoden erzählt sie von ihrem Traum, eine palästinensische Revolutionärin zu sein, dem Einmarsch der israelischen Soldaten 1982 im Libanon, ihrer Arbeit mit behinderten Kindern und ihrer ersten Begegnung mit einer Israelin. In „Wäre ich ein Junge gewesen ...“ zeigt sich ihr klarer, witziger und berührender Stil: „... dann hätte ich meine Unterhose runtergelassen und im Stehen pinkeln können; ... dann hätte meine Mutter mich vielleicht mehr geliebt und mein Vater hätte ein wenig stolz auf mich sein können.“



Chaza Charafeddine

Beirut für wilde Mädchen

Edition Converso

Bad Herrenalb 2021

158 Seiten, 18 Euro

Der erste Teil des Buches (2005) ist auf Hocharabisch geschrieben. In der Sprache des Korans, die eigentlich blumig und mit Metaphern geschmückt ist, entwickelt der Text in der knappen, klaren Sprache eine spezielle Sprengkraft. Im zweiten Teil des Buches, den die Autorin später auf Deutsch geschrieben hat, kommt sie auf aktuelle Themen wie die syrischen Flüchtlinge, die Bankenkrise, die Explosion, die Korruption und Inkompetenz der herrschenden Klasse zu sprechen.

Ich wünsche Chaza Charafeddine, die nach Beirut 2007 zurückgekehrt ist und auch in der schwierigen Situation bleiben möchte, viele Leser*innen. Belohnt werden diese zudem mit einem ausgezeichneten Nachwort von Stefan Weidner.

Martina Waiblinger

Briefe an die Redaktion

Zu Schneller-Magazin 4-2021

Eben habe ich die neue Ausgabe des Schneller-Magazins gelesen. Vielen Dank für diese spannende Lektüre! Ich gratuliere zu diesem so gelungenen Heft!

Pfr. Dr. Hans-Christoph Gossmann, Hamburg

Einmal wieder Anerkennung für das aktuelle Schneller-Magazin, mit dem Ihr mutig ein brisantes und notwendiges Thema angeht, geprägt von viel unermüdlich-mutigem Einsatz und der Sehnsucht nach Lösungen, die gegenwärtig leider

kaum in Sicht sind. Gefreut habe ich mich auch über die ausführliche Würdigung von Klaus Schmid.

Prof. Dr. Johannes Lähnemann, Goslar

Das neuste Schneller Magazin hat mir sehr gut gefallen mit der Fragestellung und der Vielfalt der unterschiedlichen Positionen!

Dr. Martin Repp, Frankfurt

Wieder ist Ihnen ein so interessantes Heft gelungen. Ich möchte gerne noch drei weitere Hefte weitergeben und bitte darum, sie mir zu schicken.

Jutta Weiß, Flensburg

Als Unterstützer der Schneller-Schulen und Bezieher des Magazins habe ich mich über das Titelbild gefreut und erwartet, dass zu Tent of Nations auch die neuesten Informationen kommen. Leider Fehlanzeige! Darf möglichst kein kritisches Wort zu Israel laut werden, weil Sie ja dann in Verdacht von Israelkritik oder gar Antisemitismus kämen? Aber christliche Blätter sollten nicht die Wahrheit verheimlichen und schon gar nicht, wenn Christen darunter leiden. Haben Sie irgendetwas unternommen, um Tent of Nations nach dem „Überfall“ zu unterstützen und gegen die militärischen Maßnahmen zu protestieren? Man kann nicht Weihnachten friedlich feiern, wenn verschwiegen wird, wie Menschen in Bethlehem unter der unmenschlichen Besatzung Israels leiden.

Dietmar Stoller, Lindau

Ich möchte mich besonders auch für die Artikel im Schneller Magazin bedanken, das sich zu einer erstklassigen Infor-



mationsquelle über die Lage im Nahen Osten entwickelt hat. Ich lese das alles mit dem größten Interesse.

Dr. Martin Schneller, Botschafter i.R., Österreich

Zu Schneller-Magazin 3-2021

Ich muss gestehen, dass ich das Schneller-Heft nicht immer lese. Aber dieses Mal konnte ich nicht anders, als es ganz durchzulesen. Und das mit großem Gewinn nicht nur für meinen Dienst beim Evangeliumsdienst für Israel, sondern auch für mein persönliches geistliches Leben, insbesondere die Fürbitte für unsere so schnell vergessenen Geschwister, die wahrlich ums Überleben kämpfen müssen.

Ich wüsste nicht, wo man so einen prägnanten Überblick über die Situation in vielen Ländern des Nahen Ostens, einschließlich Israel, bekommt und das eben nicht nur aus einem rein kulturellen oder politischen, sondern aus einem sehr persönlichen und geistlichen Blickwinkel, der unter die Haut geht. Vielen Dank für dieses Heft und vielen Dank an alle, die diese Beiträge verfasst haben. Unser Herr segne sie alle.

Armin Bachor, Ostfildern

137. Jahrgang, Heft 1, März 2022

Herausgeber:

Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS)
in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich),
Dr. Uwe Gräbe, Felix Weiß

Übersetzungen aus dem Englischen:
Katja Dorothea Buck

Vogelsangstraße 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39 | Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org | www.evs-online.org
Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: keipertext.com | Martin Keiper

Druck: Druckerei Maier GmbH, Rottenburg
Auflage: 12.000

Kontaktadresse Schweizer Verein für die
Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS):
Pfr. Ursus Waldmeier, Rütmatstrasse 13, CH-5004 Aarau
PC-Konto: 40-11277-8
IBAN: CH05 8148 8000 0046 6023 2
info@schnellerschulen.org | www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich.
Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag
als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Das Schneller-Magazin gibt es im Internet auch auf
Englisch: www.ems-online.org/en/schneller-magazine



*Einen andern Grund kann niemand legen
außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.*

1. Kor. 3,11



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart | Tel. (0711) 636 78-39



Der EVS ist Mitglied in der
Evangelischen Mission in Solidarität e.V.

Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.

Spenden für den EVS:

Evangelische Bank eG IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:

Evangelische Bank eG IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37